© www.karinaverlag.at

Elfenweihnacht

Freimund Pankow

Es war am Heiligen Abend. Weißer Neuschnee glitzerte in den schönsten Farben, wenn ihn die Strahlen der tiefstehenden Sonne berührten. Der Wald auf der Bergkuppe schien in großer Ruhe zu liegen. Doch inmitten der hohen Bäume wimmelte es von fröhlichem Leben. Ein Raubvogel zog langsam über dem Tann seine Kreise, allerlei Kleingetier huschte umher und hinterließ seine Spuren im frischen Schnee. Nein, still und erstarrt war der Wald nicht, so friedlich er sich auch darstellte.

Von weit unten stapfte die kleine Christel den schmalen, vom Schnee fast verwehten Steig durch die Wiesen herauf. Die Mutter hatte ihr wie jedes Jahr einen Korb mit einem Weihnachtskuchen und kleinen Geschenken für die Großmutter mitgegeben, damit diese in ihrem Häuschen hinter dem Wald ein schönes Weihnachtsfest feiern sollte, denn sie war zu gebrechlich geworden, um wie früher den weiten Weg zur Verwandtschaft auf sich nehmen zu können. Und weil Christel erst vor wenigen Wochen ein kleines Brüderchen bekommen hatte, sollte das Mädchen allein zur Großmutter gehen und die Weihnacht mit ihr verbringen.

Wegen eines heftigen Schneeschauers hatte sie sich später auf den Weg gemacht als sonst, und durch den tiefen Schnee kam sie nur mühsam voran. Schon befürchtete sie, nicht mehr vor Einbruch der Dunkelheit anzukommen.

Großmutter würde sich sorgen, wenn sie bis zum Abend nicht ankäme. Zwar hatte es aufgehört zu schneien und die Wolken verteilten sich über den Himmel, sodass zwischen ihnen die sinkende Sonne gelegentlich sichtbar wurde, aber sie begann zu frieren. Ihre Kleider waren dünn und wärmten nicht genug. Der tiefe Schnee drang in ihre Stiefelchen und schmolz darin. Die kalten, feuchten Füße scheuerten sich wund und schmerzten bald bei jedem Schritt. Ihre Hände spürte sie kaum noch, doch hielt sie den Korb mit den Kostbarkeiten fest umklammert und bemühte sich, schneller voranzukommen. Rascher, als sie erwartet hatte, sank die Sonne, und der Wald war noch immer nicht ganz erreicht. Durch die Baumkronen hindurch leuchtete es blutrot, die Zweige warfen lange, gespenstische Schatten. Immer schneller kroch die Kälte an dem Mädchen empor und mit ihr schlich sich Angst in ihr Herz. Als sie keuchend den Wald erreicht hatte, verschwand das letzte Leuchten in den Bäumen und Finsternis breitete sich aus.

Christel hatte kein Licht mitgenommen und fürchtete nun, den Weg zu verfehlen. Sie schickte ein Stoßgebet in den Abendhimmel hinauf, während sie vorsichtig weiter durch den kniehohen Schnee stapfte. Als wäre das Gebet erhört worden, stieg plötzlich der Vollmond über den Hügeln auf und erleuchtete die Schneelandschaft, sodass sie den Tritt nicht verfehlen konnte. Schien er nicht gar ihr zuzulächeln und sie trösten zu wollen: Hab keine Furcht, liebes Kind; sieh doch, ich werde dich geleiten und deinen Weg beleuchten; du sollst ihn nicht verfehlen. Da wurde es Christel leichter ums Herz und ihr Schritt wieder mutiger und fester. Den silbernen Mond immer im Blick bemerkte sie

kaum, dass sie sich schon tief im Walde befand und es rings um sie her knackte, knisterte, raschelte und schnaufte, weil Vögel und Tiere ihre Schlafplätze aufsuchten und sich zur Ruhe begaben.

Gerade hatte das Mädchen eine kleine Lichtung überquert und fast schon den Fichtenwald auf der anderen Seite erreicht, da schob sich eine große dunkle Wolke vor den Mond. Der mochte schimpfen und sich dagegen wehren, wie er nur wollte, es half alles nichts. Im Handumdrehen war es stockfinster und Christel verlor den Weg. Unschlüssig tappte sie ein Weilchen hin und her, doch nirgendwo öffnete sich der Pfad erneut, der sie durch den Wald und zur Großmutter hätte führen sollen. Ihre Augen füllten sich mit Tränen, während sie verzweifelt in die Finsternis spähte. Da hörte sie ganz nahe eine weiche, tiefe Stimme näseln: „Komm etwas näher heran zu mir, Kind!“ Die Stimme klang nicht bedrohlich, sondern beruhigend und vertrauenerweckend, sodass Christel keine Angst verspürte. „Wo bist du? Und wer bist du?“, fragte sie ins Dunkel hinein und tappte wenige Schritte auf die Stimme zu. „Hier bin ich, hier. Komm nur herein in meine Hütte.“ Und als sie näher kam, bemerkte sie, dass die tief herabhängenden Äste einer riesigen Tanne sich auftaten, um sie einzulassen.

Unter dem Dach der Zweige war es trocken und warm. Christel stand in einem gut mit Moos ausgepolsterten, weichen Nest, das sicher schon manchem Tier als Bett gedient hatte und auch sie zum Niederlegen einlud. Nachdem sie alles ertastet und für gut befunden hatte, beschloss sie, ein wenig auszuruhen und den Morgen abzuwarten. Zwar würde Großmutter sich Sorgen machen, sie würde aber gewiss nicht schimpfen, wenn sie ihr morgen erklärte, dass sie den Weg nicht mehr hätte finden können, weil die dicke Wolke den Mond verfinstert hatte. Ermattet rollte sie sich auf dem Moosbett zusammen, bedankte sich artig bei dem mächtigen Baum, der zur Antwort ein sanftes Rauschen seiner Zweige hören ließ, schlief alsbald ein und ruhte im warmen Nest wie ein kleines Vöglein bei Vater und Mutter.

Um Mitternacht herum wurde sie sanft geweckt. Ein feines Stimmchen wie von Glocken aus Porzellan drang an ihr Ohr: „Erwache, Christel, der Prinz will mit dir tanzen. Heute sollst du seine Tänzerin sein.“